

Kurt Möller

Gewalt und Rechtsextremismus als Phänomen von Jugendcliquen Empirische Erkenntnisse, theoretische Zusammenhänge und pädagogische Konsequenzen

Der Stand der Forschung im Überblick

Der Peergroup wird seit ihrem Entstehen als moderner Sozialisationsinstanz Jugendlicher im 19. Jahrhundert eine gewaltauslösende Funktion zugeschrieben. In der „Kontrolllücke zwischen Schulbank und Kasernentor“ und ihrer Nutzung durch die Selbstorganisation junger Leute sah man schon damals einen entscheidenden Gefährdungspunkt für eine sozial angepasste Entwicklung (vgl. als zeitgenössische Einschätzung vor allem die des Hamburger „Halbstarken“-Pastors *Clemens Schulz* von 1912 und zusammenfassend: *Peukert* 1986). Diese auch die Anfänge der sozialpädagogischen Bemühungen um Abstellung und Befriedung sogenannter Jugendprobleme prägende Erwachsenenperspektive auf Jugendprobleme hat sich im Kern durch die 20er Jahre (vgl. z.B. *Trasher* 1927) und die damals betriebene Beargwöhnung der „wilden Cliques“ hindurch (vgl. *Lessing/Liebel* 1981), und auch in den zeitgenössischen Interpretationen der ‚Jugendgewalt‘ in den USA bereits in den 30er und 40er Jahren (vgl. *Whyte* 1943; *Cohen* 1961), in Deutschland eher ab den ersten „Halbstarkenkrawallen“ seit Mitte der 50er Jahre (vgl. *Bondy* u.a. 1957; *Kaiser* 1959), in den 60er (vgl. *Wolfgang* und *Ferracuti* 1967) und frühen 70er Jahren bis heute erhalten (vgl. zusammenfassend auch *Thornberry* 1996; *Simon* 1996). Am Anfang der 90er Jahre konstatiert die seriöse sozialwissenschaftliche Forschung freilich bereits eher vorsichtig: „Werden in diesen Bezugsgruppen bestimmte Aggressionsformen positiv bewertet und bekräftigt, so kann (!; d. V.) der Wunsch nach sozialer Anerkennung und Gruppenzugehörigkeit normbildend in Richtung Gewalt wirken“ (*Lösel* u.a. 1990, 19). Das Motiv, sich ihnen anzuschließen, wird nach diesem Kenntnisstand um so drängender, je negativer emotionale Beziehungen zu anderen Personen und Institutionen sind, je geringer die über instrumentelle Interessenrealisierungen verlaufende Einbindung in die Gesellschaft ausfällt, je geringer die involvierte Teilnahme an gesellschaftlichen Institutionen ist und je weniger gesamtgesellschaftlich geteilte Wert- und Normvorstellungen mitgetragen werden (vgl. *Hirschi* 1969; *Elliott/Huizinga/Ageton* 1985).

Vor dem Hintergrund der Praxiserfordernisse pädagogischer Arbeit mit Jugendlichen, insbesondere der Diskussion um Möglichkeiten der Nutzung der „Selbsteilungskräfte“ von Gleichaltrigengruppen und der Ineffektivität individualisierender Interventionsmaßnahmen in Fällen von Devianz - etwa auch solcher, die in Verbindung mit politischem Orientierungsverhalten stehen - fallen indes diese Deutungen zur Überprüfung und gegebenenfalls Differenzierung an - verstärkt seitdem eine neue Welle von Rechtsextremismus in den letzten zehn, zwölf Jahren die Frage nach den Chancen und Grenzen von Cliquenakzeptanz aufgeworfen hat.

Neuere Gewalt- und Rechtsextremismus-Studien, die in diesem Zeitraum angestellt wurden, bestärken zum einen den Befund, wonach sich Jugendliche besonders häufig dann aggressiv und politisch gewaltauffällig zeigen, wenn sie fest in eine Peergroup integriert sind (*Heitmeyer* u.a. 1995; *Fuchs* u.a. 1996; *Lösel* u.a. 1997; Forschungsgruppe

Schulevaluation 1998; Lüders 1998; Kraak/Eckerle 1999; aus evolutionstheoretischer Sicht - sicher nicht unumstritten - auch Euler 1997). Diese Feststellung deckt sich im übrigen mit der kriminologischen Erkenntnis, nach der jugendliches Gewalthandeln zum Großteil ein Gruppendelikt ist und Täter- und Opfergruppierungen sich personal großflächig überschneiden.

Zum anderen vermögen die aktuelleren Untersuchungen die Gelegenheitsstrukturen und Risikokonstellationen etwas genauer zu fassen, die zu einem Verlegen auf Gewalt und violenten Rechtsextremismus verleiten. Danach erscheint nicht Gruppenzugehörigkeit als solche problematisch, sondern nur die Mitgliedschaft in einer Clique,

- der über einen längeren Zeitraum hinweg Kompensationsfunktion für mangelnde Einbindung in prosoziale Gruppen und Institutionen im Kontext von Integrationsproblemen in der Familie und schulischen Schwierigkeiten zuzukommen scheint (vgl. Oswald 1992; Fend 1994; Bohnsack u.a. 1995; Lösel 1995, Olweus 1996; Kühnel 1998; Clemenz 1998; Nölke 1998; König 1998; Tillmann u.a. 1999; Eckert/Reis/Wetzstein 1999; Möller 2000, 2001),
- deren Mitglieder das „Problem einer ungesicherten sozialen Fremd- und Selbstachtung“ (Dietrich o. J., 70) umtreibt und dieses Manko durch maskulinistisch getönte violente Durchsetzungsstile zu kompensieren vermeinen (vgl. z.B. Hagemann-White 1984; Streeck-Fischer 1992; Kersten 1993; Messerschmidt 1993; Heitmeyer u.a. 1995, 352 f.; Hopf u.a. 1995; Möller/Heitmeyer 1996; Rieker 1997; Böhnisch 1997, 1998; Möller 2000, 2001),
- die eine hierarchische Ordnung, einförmige Beziehungen, nicht-diskursive Kommunikationsformen und ein hoher Konformitätsdruck kennzeichnet (vgl. z.B. Bohnsack u.a. 1995; Utzmann-Krombholz 1994; Schmidtchen 1997; Kühnel 1998; Eckert/Reis/Wetzstein 1999),
- die ein Freizeitmuster der ausserhäuslichen Geselligkeit mit der Präferenz von Alkoholkonsum, „Abhängen“, der Rezeption von Action-, Katastrophen-, Horror- und SF-Filmen sowie Pornos als stiltypische Organisation des Alltags pflegt (vgl. z.B. Dietrich o. J.; Ulbrich-Herrmann 1998b),
- die über Gelegenheitsstrukturen verfügt, die kognitiv kaum repräsentierte „bottom-up“-Prozesse negativer Emotionen wahrscheinlich machen: unkontrollierte Räume, exzessiver Alkoholkonsum oder Konsum anderer psychotroper Substanzen, hohe Verfügbarkeit von Mitteln zur Gewaltausübung (vgl. z.B. Kaiser 1992; Berkowitz 1974),
- die ein aggressiv getöntes „Werteklima“ (Tillmann u.a. 1999, 185; vgl. z.B. auch Ohder 1992) verbreitet.

Weitgehend ungeklärt bleibt bislang dennoch, ob und gegebenenfalls wie Gelegenheitsstrukturen und Risikofaktoren wie die genannten zusammenspielen, was sich konkret hinter ihnen verbirgt, welche subjektive Bedeutung sie für die Betroffenen - auch gerade unter geschlechtsspezifischer Perspektive - haben, wie sie über eine längere biographische Phase hinweg Erfahrungen in den wichtigsten Lebensbereichen, vor allem in Schule und Familie, prägen und wie sie die Entstehung sowie Entwicklung sowohl von Affinitäten als auch von Distanz(ierungen) von/zu Gewalt und rechtsextremen

Orientierungen beeinflussen. Erst recht wenig weiß man über ihren Stellenwert für jüngere Altersgruppen Jugendlicher, die doch eigentlich schon deshalb im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen müssten, weil zum ersten sie nach dem empirischen Erkenntnisstand über die Trägerschaft von Gewalthandlungen besonders stark belastet sind (vgl. *Behnken* u.a. 1991; *Mansel/Hurrelmann* 1998; *Tillman* u.a. 1999), zum zweiten aus sozialisationstheoretischen Überlegungen heraus bei ihnen die Einstiege in entsprechende Denk- und Verhaltensmuster zu vermuten sind (vgl. z.B. *Fend* 1990) und zum dritten unter pädagogischen Gesichtspunkten anzustrebende Veränderungen in dieser Altersgruppe noch mit der vergleichsweise größten Aussicht auf Erfolg zu erwarten sind.

Befunde einer qualitativen Langzeitstudie

Zur Beantwortung zumindest eines Teils dieser offenen Forschungsfragen lässt sich auf eine Studie zurückgreifen, die Mitte der 90er Jahre etwa 40 Jungen und Mädchen von ihrem dreizehnten bis fünfzehnten Lebensjahr mittels einer qualitativen Methodik bei ihrem Versuch begleitet hat, eine - auch politisch - eigenständige Identität aufzubauen. Zentrale Forschungsfrage war: Wie formen sich soziale Alltagserfahrungen in politische Orientierungen beziehungsweise Gewaltorientierungen um und wie bewirken sie einerseits eine Affinität für Rechtsextremismus und Gewalt, andererseits eine von vornherein bestehende Distanz oder allmählich Distanzierung? Ohne hier näher auf die theoretischen und methodischen Grundlagen eingehen zu können (vgl. dazu *Möller* 2000, 2001), sei angemerkt, dass sie rechtsextreme Orientierungen und Gewalt im Kontext des Aufbaus von Geschlechtsidentität und diese wiederum im Zusammenhang mit der Gewinnung autonomer Handlungsfähigkeit untersuchte.

Ihr Ziel war zum einen, eher deskriptiv die sich bei diesen Jugendlichen zeigenden Phänomene von Rechtsextremismus und Gewalt zu beschreiben, zum anderen nach deren Ursachen zu forschen; letzteres in zweierlei Hinsicht: zum ersten in Bezug auf den sozialen Erfahrungskontext (Familie, Schule, Freundes- und Bekanntenkreis, Freizeit, einschließlich Jugendarbeit, Nachbarschaft und Wohnumfeld, Medien sowie Ressourcen politischer Teilhabe), zum zweiten unter dem Aspekt der jeweils zur Verfügung stehenden individuellen Mechanismen und Kompetenzen der Erfahrungsstrukturierung (hier: Reflexivität, Perspektivenwechsel, Empathie, Verantwortungsübernahme, verbale Konfliktfähigkeit, Konstruktionselemente des Selbstwertgefühls).

Affinitätsaufbau

Der zentrale Befund der Studie liegt darin, sowohl für die politisch konturierte wie für die unpolitische Gewalt ein Anfälligkeitsmuster herauszuarbeiten, dass einer bestimmten Art von cliquenförmiger Peer-Beziehung im sozialen Erfahrungskontext eine zentrale Stellung zuweist (siehe Abbildungen 1 und 2).

So sind es primär bestimmte Erfahrungen, die in Schule und Familie gemacht werden, die der Clique von (manchmal nur halbwegs) Gleichaltrigen eine Vorrangstellung als diesbezügliche Sozialisationsinstanz erringen lässt. Abbildung 1 weist die wichtigsten Druck-Faktoren in Richtung Cliquenmitgliedschaft überblicks- und stichwortartig - mit Schwerpunktsetzungen bezüglich geschlechtsspezifischer Betroffenheiten (w = weibliche, m = männliche ProbandInnen) aus.

Aus Platzgründen sei hier nur auszugsweise auf einige wenige der genannten Punkte eingegangen (ausführlicher vgl. ebd.):

Bezüglich der Familienerfahrung verwundert kaum, wenn sozio-emotionale Vernachlässigung des Sohnes/der Tochter registriert werden muss. Allerdings: Nicht nur hierin liegt das Problem. Es gibt Jugendliche, die so gut wie unbezweifelbar über intakte Beziehungen zu den Eltern verfügen, sich von ihnen geliebt fühlen, sie für verlässlich halten und Geborgenheit bei ihnen verspüren. Nur: Sie beklagen sich darüber, dass sie „nie“ (das heißt wohl zu selten) da sind, zum Beispiel deshalb, weil die Doppelerwerbstätigkeit beider Elternteile oder ihre Karrierewünsche gemeinsame Familienzeiten erheblich beschränken. Renate, deren Eltern eine Kneipe betreiben und wenn das Mädchen aus der Schule kommt, just zur Arbeit gehen sowie Oswin, dessen schwäbischer Vater ein zweites Geschäft in Ostdeutschland aufmacht und dabei seine Frau als Buchhalterin einspannt, so dass beide den Jungen die Woche über mit seiner nur drei Jahre älteren Schwester und einer gelegentlich hereinschauenden türkischen Putzfrau alleine lassen, sind da nur zwei prototypische Beispiele. Insbesondere fehlen meist die Väter als Bezugspersonen, übrigens selbst dann wenn sie physisch anwesend sind.

Dies wirkt sich gerade für die Entwicklung der Söhne teilweise verheerend aus. Ihnen geht damit der nahestehende, gleichgeschlechtliche ältere Gesprächspartner ab, der für die Absicherung auf dem Wege geschlechtsspezifischer Identitätssuche so wichtig wäre. Die Mutter kann ihn nur zum Teil kompensieren. Gerade Jungen im Pubertätsalter schlagen sich mit Problemen herum (unter anderem körperliche Veränderungen, Liebeskummer), für die der andere Erfahrungszusammenhang der Angehörigen des weiblichen Geschlechts kaum Lösungsperspektiven zur Verfügung stellen kann. Allenfalls als Maskulinismusbilder setzen sich anwesende Väter in Szene; das heißt - verkürzt - sie propagieren unter anderem physische Gewaltanwendung als Mittel männlicher Stilisierung und Durchsetzung („Da kam ich nach Hause, hatte hier ‘ne Narbe, da ‘ne Wunde. Da hat meine Mutter nur die Hände überm Kopf zusammengeschlagen. Und mein Vater meinte nur so: ‘Na ich hoffe, der andere sieht wenigstens schlimmer aus als Du. Morgen zeig ich Dir mal ‘n paar Tricks, die ein echter Kerl kennen muss’...“).

Für Mädchen, die sich in gewaltorientierten Cliques aufhalten, sind demgegenüber ganz andere, ja nahezu gegenteilige Familienerfahrungen ausschlaggebend. Ihnen wird gerade eigene Durchsetzungsfähigkeit und weitreichend autonome Entscheidungsbefugnis elterlicherseits abgesprochen. Ihr Wunsch, sich eigenständig zu zeigen und damit einer gesellschaftlichen Erwartungshaltung nachkommen zu können, die in der Jugendphase unter den Bedingungen modernisierter Geschlechter-Verhältnisse nun auch an Angehörige des weiblichen Geschlechts gestellt wird, wird geradezu untergraben. Beispielsweise Kleidungs- und Ausgehregeln oder Freundeswahl - Dinge, an denen sich für Mädchen im Alter von 13 bis 15 Jahren subjektiv das Recht auf Eigenständigkeit festmacht - werden restriktiv gehandhabt beziehungsweise kontrolliert, wobei den Mädchen es nichts nutzt, gegenüber den Eltern zu argumentieren, dass den etwa gleich alten Brüdern diesbezüglich mehr Freiheiten zugestanden werden. Familiär werden sie im wesentlichen mit dem traditionellen weiblichen Sozialisationsstrang konfrontiert, der Werte wie Häuslichkeit, Unterordnung und Zurückhaltung mit sich führt. Die Mütter fallen als dazu alternative Geschlechter(vor)bilder aus.

Was die Mädchen- und Jungenerfahrungen in der Familie - so unterschiedlich und teils gegensätzlich sie auch sind - eint, ist die Erfahrung, geschlechtsspezifisch traditionell erzogen zu werden. Jungen werden dadurch auf die in der Clique geltenden Usancen eingestimmt. Für Mädchen erlangen sie Attraktivität deshalb, weil sie genau das Gegenteil dessen darstellen, was familiär (an)sozialisiert wird beziehungsweise werden soll. Ihre Anziehungskraft steigt für sie in dem Maße wie sie sich nicht von konventionellen Weiblichkeitsklischees vereinnahmen lassen wollen und verspüren, dass neben dem

traditionellen geschlechtsspezifischen Bild auch solche Denk- und Verhaltensweisen als gesellschaftliche Anforderungen auf sie eindringen, die ehemals mehr oder minder exklusiv männlich assoziiert waren, nunmehr aber durch ihre Existenz in ein Dilemma führen (traditionelle Weiblichkeit einerseits, modernisiertes Mädchen- und Frauenbild andererseits), dessen Lösung angestrebt werden muss, will Frau nicht identitätsmäßig zerrissen werden.

Die Erfahrungen im Bereich der Schule sind bei gewalt- und gleichzeitig cliquenorientierten Jugendlichen neben anderen Punkten (siehe Abbildung 1) geschlechterübergreifend im Kern davon gekennzeichnet, dass sowohl Ressourcen für sachlich-inhaltliche Interessenfindung beziehungsweise -realisierung als auch solche für Selbstwertaufbau Mangelware sind oder gänzlich fehlen. Der durchgängige Eindruck ist: Schule und Leben - das sind zwei voneinander getrennte Bereiche. Das eigentliche Leben beginnt erst nach der Schule - sieht man einmal von der lebensweltlichen Funktion des Schulbesuchs ab, die darin liegt, hier Gleichaltrige treffen und Freundschaften schließen zu können. Die wirklichen Interessen von Jugendlichen - so die Sicht dieser jungen Leute - werden hier nicht aufgenommen, geschweige denn bedient. Sie lassen sich in ihrer Wahrnehmung weder schulisch realisieren, noch durch die Hinzugewinnung neuer Interessen anreichern.

Zumindest wer hier seinen Selbstwert - aus welchen Gründen auch immer (Leistungsprobleme, Disziplinschwierigkeiten, intellektuelle und Lern-Defizite, Gebundenheit an anderweitige Interessen) - nicht über das Erbringen eher abstrakter Leistungen und entsprechende Benotungen aufzubauen und zu stabilisieren vermag, erfährt schmerzliche Lücken im Angebot für Identitätsaufbau. Einerseits sehen sich die Jugendlichen mit der Aufgabe konfrontiert, eine eigenständige Identität, das heißt zum Beispiel das Wissen um ihren Wert als Person, ihre Leistungsfähigkeit und vor allem ihre Unverwechselbarkeit (personale Identität) und ihre soziale Einbindung beziehungsweise Anschlussfähigkeit (soziale Identität) zu entwickeln, andererseits sehen sie sich bei ihrer Erfüllung vom System Schule - neben der Familie immerhin sowohl zeitlich-quantitativ als auch qualitativ der bedeutendste und am meisten zukunftssteuernde Lebensbereich - alleingelassen und/oder eingeeignet auf zeugnisrelevanten schulischen Qualifikationserwerb.

Dementsprechend nehmen sie die Lehrpersonen kaum als Persönlichkeiten mit Ecken und Kanten wahr, die mal als Reibungsflächen, mal als sozio-emotionale Abstützung zur Verfügung stünden. Sie erscheinen ihnen vielmehr in der Mehrzahl als fleischgewordene Vermittlungsapparaturen eines äußerlich bleibenden, unbeseelten Lehrstoffs, dem für Identitätsgewinne nichts abzurufen ist. Das Fehlen von Angeboten geschlechtsspezifischer und dabei geschlechterdemokratischer Identitätsentwicklung und der Mangel an entsprechenden personalen Vorbildern, Leerstellen, die schon die Familiensozialisation kennzeichnen, verdoppeln sich generell im Bereich der Schule. Zugespitzt zeigen sie sich für die Situation der Jungen, denen eine ihre Entwicklung gezielt fördernde geschlechtsspezifische Aufmerksamkeit noch stärker abgeht als den Mädchen. Haben bezüglich der Bestärkung ihrer jugendlichen Geschlechts-genossinnen manche Lehrerinnen durchaus einen geschlechtsspezifischen Blickwinkel entwickelt, so muss für Jungenförderung in der Schule im Lebensbereich der untersuchten Probanden allerorten Fehlanzeige gemeldet werden und sind männliche Lehrpersonen, die sich für sie einsetzen könnten, gänzlich unauffindbar - eine Lage, die für bundesdeutsche Verhältnisse generell nicht gänzlich untypisch erscheint.

Alles in allem laufen die Familien- und Schulerfahrungen für die in gewaltförmige Cliques eingebundenen Jungen und Mädchen darauf zu, Eigenständigkeit, auch im Sinne

einer tragfähigen geschlechtsspezifischen Identität, sowie einen darauf positiv bezugnehmenden Selbstwertaufbau nicht oder nicht hinreichend gewährleisten zu können, so dass sie sich geradezu gezwungen sehen, anderenorts nach Lösungen für dieses Dilemma zu suchen. Der peerbestimmte Freizeitbereich bietet sich dafür unmittelbar an. Sind - warum auch immer (zum Beispiel fehlende Gelegenheitsstrukturen, bewusste Zentrierung auf die Clique) - mehrere Einzelbeziehungen zu verschiedenen Gleichaltrigen mit unterschiedlicher Funktionsauslegung kaum oder nicht vorhanden, wird in cliquenförmigen Zusammenschlüssen Gleichaltriger - teils explizit so formuliert - eine „Ersatzfamilie“ und eine „wahre Schule des Lebens“ gesucht.

Die hervorstechendsten Spezifika rechtsextrem und gewaltorientierter Cliques (vgl. im Überblick Abbildung 2) lassen sich bezüglich internen Machtverteilungen, Territorialbezügen, Wir-Definitionen, Konformitäten, Prägungen der Interaktions- und Kommunikationskultur und Konkurrenzen zu anderen Gruppen in folgenden Punkten zusammenfassen:

Zum ersten ist auffällig, dass eine deutliche Geschlechterhierarchie - oft auch verbunden mit Altershierarchie - vorherrscht. Sowohl quantitativ als auch qualitativ - dies heißt vor allem bezüglich der Bestimmung der Interessenschwerpunkte des Clquenlebens, seiner Interaktionskultur und der Entscheidungsstrukturen - dominieren die Jungen/jungen Männer. Im Falle wenig altershomogener Gruppen kommt hinzu, dass sie meist das Gros

der älteren Cliquesmitglieder stellen. Man muss nicht Gruppenpsychologie studiert haben, um sich vorstellen zu können, wie die internen Machtverhältnisse verteilt sind, wenn der 23-jährige Sven und seine etwa gleichaltrigen, oft schon motorisierten Freunde mit der 13-jährigen Corinna und ihren Freundinnen aus der achten Klasse sich zu einer Clique zählen. Zum zweiten: Die in Rede stehenden Cliques halten sich vorzugsweise an öffentlichen Orten auf: an überdachten Bushaltestellen, Schulhöfen, Spielplätzen, Bahnhofsecken, am Rande von Supermarktparkplätzen, gelegentlich auch in Imbissbuden und ähnlichen Treffs, selten, ja fast nie in privaten Wohnungen. Die Cliquesidentität wird meist auch über diese Orte mitbestimmt (siehe unten), so dass der Aufenthalt dort als territoriale Aneignung erlebt wird. Mit ihr sind Besitzansprüche, zumindest aber Verfügungsansprüche verbunden, die schnell in Konkurrenz zu den Verfügungsansprüchen anderer geraten, seien es die meist auf gesellschaftlich definierte Raumfunktionalisierungen pochenden Erwachsenen oder andere Jugendgruppen, die die Exklusivität der Verfügungsmacht streitig zu machen scheinen.

Drittens ist bemerkenswert, worauf sich ihre Gruppen-Identität bezieht. Ein Wir-Gefühl stellt sich im wesentlichen über die Gemeinsamkeit von Aktivitäten, gemeinsame örtliche Bezüge und das Teilen bestimmter jugendkultureller Vorlieben her. „Wir sind die mit den Fallschirmspringer-Stiefeln und den grünen Bomberjacken“, „Wir sind die Six-Pack-Vernichter vom Spielplatz“, „Wir nennen uns die ‘Ghetto-Comben’“, „Zu uns gehören die, die Rechtsrock und ‘Metal’ gut finden“ - so oder ähnlich fallen Antworten aus, wenn man nach dem Bezugspunkt von Gruppenidentität fragt. Zwar geben die jugendlichen Cliquesangehörigen relativ häufig an Verlässlichkeit und Geborgenheit in der Clique zu verspüren („so wie eine Familie halt“), als Ort der Besprechung persönlicher Probleme indes fällt die Clique aus. Entsprechend steht in der interpersonalen Wahrnehmung gegenseitig gelieferter Beziehungsqualitäten hier im allgemeinen nicht die emotionale Einfühlung und der einfühlsame Rat von guten Freunden, vor allem in schwierigen Lebenssituationen, im Vordergrund, sondern der Zusammenhalt „unter Kumpels“, teilweise auch explizit die gegenseitige Unterstützung von „Kameraden“. Zugespitzt und exemplarisch auf den Punkt gebracht: Gute Freundschaft erweist sich aus der Sicht eines Cliquesmitglieds eher daran, ob der andere ein „Kumpel“ ist, der bedingungslos zu mir steht und mich - oft im wahrsten Sinne des Wortes - „heraushaut“, wenn ich in der Klemme sitze, als darin, mit ihm einen guten, das heißt vor allem empathischen und reflexiven Gesprächspartner zur Verfügung zu haben, mit dem ich Freude erleben, aber auch meine Probleme besprechen kann. Mit Kühnel (vgl. 1998) kann festgestellt werden, dass untereinander eher uniplexe Rollenmuster als multiplexe, differenzierte Beziehungskontexte bestehen.

So kann viertens kaum verwundern, wenn in entsprechenden Cliques ein hoher Konformitätsdruck festgestellt werden muss. Er bezieht sich oft nicht nur auf mehr oder minder explizite Outfit-Vorgaben, stark geschlechtsspezifisch zugeschnittene habituelle Selbstinszenierungen, Interaktionsregeln und Gemeinschafts- wie Zusammenhaltsmymen, sondern kommt auch als Hemmnis für Cliques-Ausstiege zum Zuge. Je stärker Cliques in rechtsextreme Gewaltaktionen verstrickt sind, um so rigider wird die Abwendung einzelner kontrolliert und gegebenenfalls zu verhindern - wenn dies nicht mehr funktioniert - zu sanktionieren gesucht. Handgreifliche Bedrohungen und Telefonterror kommen selbst bei jüngeren Jugendlichen vor und fordern bisweilen juristische Regelungen (zum Beispiel gerichtliche Auflage einer ‘Bannmeile’ zwischen Bedroher und bedrohter Person) heraus.

Zum fünften: Die Interaktions- und Kommunikationskultur der Cliques wird nach innen wie nach außen von einem traditionellen Männlichkeitsstil interpersonalen Dominanz geprägt. Entgegen einem modernisierten Maskulinitätsstil, der sich subtiler Machtmittel verdeckt von der Fassade vorgezeigter Expertenschaft, besessener Hierarchiepositionen

und institutioneller Mitgliedschaft bedient (vgl. *Connell* 1999) rückt er die offene physisch ausgetragene Auseinandersetzungen um Macht zwischen Einzelpersonen und Gruppen ins Zentrum. Durch mindestens drei Aspekte lässt sich dieser Stil etwas detaillierter charakterisieren:

- a) Bei den männlichen Cliquesmitgliedern verlaufen Prozesse der (geschlechtsspezifischen) Identitätsbildung über die Bereitschaft und die Praxis der Demonstration eines unbedingten Selbstbehauptungswillens mittels violenter Wehrhaftigkeit. Diese Jungen beziehungsweise jungen Männern beschleicht das durchgängige Gefühl permanenten Angegriffenseins, genauer: eines Angegriffenseins in der 'männlichen Ehre'. Diese 'Ehre' zu verlieren, ist ihnen gleichbedeutend mit dem Entzug unverzichtbarer Männlichkeitsattribute. Vor allem auf drei Feldern vermeinen sie deshalb aktiv werden zu müssen: beim Herausstellen von Kampfesmut, bei der Demonstration von heterosexueller Potenz und im Falle der Bedrohung der 'Familienehre'. Eine theoretische Erklärung dafür bietet sich mit *Gilmores* (vgl. 1991) Männlichkeits-Theorie an. Auf der Basis kulturanthropologischer Studien kommt er nämlich zu dem Schluss, dass in männlich hegemonialisierten Gesellschaften - relativ gleichgültig, ob es sich dabei um sogenannte Naturvölker oder industrialisierte Staaten handelt - Männlichkeitszuschreibungen von der Erfüllung der Anforderungen in drei Aufgabenbereichen abhängen. Erzeugen, Beschützen und Ver- (besser: Be-)sorgen. Verkürzt meint dies: Männlichkeit erhält zugesprochen, wer sich fähig zeigt, Nachwuchs zu erzeugen, wer seine 'eigene' soziale Einheit (zum Beispiel Familie, Sippe bis hin zur Nation) zu beschützen, also auch gegen Angriffe zu verteidigen vermag und wer sich in der Lage zeigt, diese 'eigene' soziale Einheit mit dem Lebensnotwendigen (Nahrung, Kleidung, Wohnung) bis zu einem möglichst optimalen Sättigungsgrad zu versorgen. Jugendspezifische Ausprägungen auf der Suche einer derart verorteten männlichen Identität können insofern darin ausgemacht werden, Beschützerkompetenzen über potentielle und unter Umständen auch faktisch angewandte Kampfbereitschaft unter Beweis zu stellen, Zeugungskompetenzen durch die demonstrative Inszenierung heterosexueller Potenz vorzuweisen und Zweifel an der Versorgung der 'eigenen' sozialen Einheit - wenn sie ihnen schon altersspezifisch bedingt nicht unmittelbar zufällt - wenigstens je nach Situation entweder mit dem Besitz beziehungsweise der überlegenen Handhabung technischer Gebrauchsgegenstände (heute vor allem Fahrzeug- und Informationstechnik) oder mit der Verteidigung der 'Familienehre' (beispielsweise bei Anwürfen wie: „Dein Vater säuft und hängt den ganzen Tag nur zu Hause herum“; „Deine Mutter ist eine Hure“) zu kontern. Wollen sie sich selbst als männliches Wesen behaupten und eine entsprechende maskuline Identität sichern, so bleibt ihnen in ihren Augen nichts anderes übrig, als die Gefahr eines solchen Verlustes oder gar bereits erlittene diesbezügliche Demütigungen unmissverständlich abzuwehren beziehungsweise zu kompensieren. So erwächst daraus eine subjektive Verteidigungshaltung („alle wollen mir was, aber ich lass mir nichts gefallen“), in der physische Gewalt als Mittel zur Sicherung männlicher Identität eingesetzt wird. Gerade dieses Mittel bietet sich an, weil ein Blick auf seine geschlechtsspezifische Verteilung historisch umfassend, gesellschaftlich unspezifisch und Kultur unabhängig belehrt: Hierbei handelt es sich um eine nahezu exklusiv männliche Verhaltensweise. Gewalt und Männlichkeit sind fest assoziiert. Pointiert: Wer Konflikte verbal zu regeln versucht, dem kann Männlichkeit abgesprochen werden. Wer hingegen Unstimmigkeiten violent austrägt, mag vielleicht Kritik deswegen einstecken müssen, Männlichkeit aber wird ihm nie abgesprochen werden. Als 'Mannweib' gelten im übrigen im heute noch auch unter

Jugendlichen gängigen Sprachgebrauch jene Mitglieder des weiblichen Geschlechts, die außerhalb von Notwehrsituationen auf Gewalt zu Durchsetzungszwecken setzen.

- b) Je stärker identitätsrelevante Provokationen durch andere und daraus geschlossene violente Verteidigungsnotwendigkeiten subjektiv erlebt werden, desto eher versucht man(n) sich in Situationen zu versetzen, die die damit verbundenen unangenehmen, ja identitätsbedrohlich wirkenden Gefühle von Beängstigung gar nicht erst aufkommen lassen. Die Option des Rückzuges aus entsprechenden Gelegenheitsstrukturen kann aber aus der Sicht des männlichen Jugendlichen nicht zur Debatte stehen, weil diese Verhaltensweise eher mit dem weiblichen Geschlecht assoziiert wird, zumindest aber unter den Bedingungen männlicher Hegemonie als Ausweis von Männlichkeit nicht zu taugen scheint. Daher bleibt als Alternative nur die Offensive: Man(n) geriert sich selber als Angreifer, wenigstens als jederzeit zum Zuschlagen bereiter potentieller Angreifer, formt so eigene Beängstigung in Verängstigung anderer, eigene Ohnmacht (oder die Antizipation von Ohnmacht) in ostentative Machtdemonstrationen, erlittene oder antizipierbare räumliche Verfügungsbeschränkungen in Territorial- und Platzhirschgehe um. Man(n) zeigt von vornherein, wer 'Herr im Hause' ist und wer entsprechende Ansprüche ableiten kann.
- c) Physische Gewaltsamkeit (bei Jugendlichen vorwiegend im Sinne des Einsatzes von Fäusten, in Teilgruppen aber auch des Mitführens von Würgehölzern beziehungsweise von Stich- und Schreckschusswaffen) erscheint diesem Männlichkeitsstil als Normalität geschlechtsspezifischen Gebarens. Damit wird Gewalt verharmlost, zur Gewohnheit und zur Eskalation freigegeben. Denn sie erscheint immer als eine Art Notwehr: „Die anderen haben angefangen, also musste man sich wehren“. Somit kann sie auch kaum von den Beteiligten problematisiert werden. Eine Spirale von Gewalt und Gegengewalt mit Wiederholungstendenzen von immer gleichen Konflikterfahrungen und -austragungsmustern setzt sich in Gang. Sie poliert „Wir-Die“-Antagonismen und bestehende Feindbildern zwangsläufig immer wieder auf und verstrickt die Beteiligten damit immer mehr in Gewaltkreisläufe. Wer innerhalb der jugendlichen Gewaltszenen ihr Opfer wird, denkt im allgemeinen nicht über die Legitimität personaler Gewalt an sich nach, sondern beklagt sich allenfalls über „miese Tricks“ des Gegners, also die Verletzung der Selbstregulationsmechanismen von Gewaltaustragungen und wappnet sich entsprechend für künftige „fights“. Bemerkenswert ist, dass selbst Mädchen - nicht nur innerhalb dieser Szenen - (aber auch ein Teil der Mütter) diesen Stil mittragen, nicht immer bewundernd oder stimulierend („ein richtiger Junge/Mann muss auch mal zuschlagen können, ansonsten ist er eine Memme oder ein Waschweib (!)“), wohl aber mit einer Mischung von Resignation, Fatalismus und schlichter Erfahrung von Faktizität: „Jungs sind nun mal so“.

Die bislang angeführten Punkte zur Cliquespezifika gelten sowohl für gewaltorientierte als auch für rechtsextrem konturierte Gruppen. Zumindest für die Gruppierung der untersuchten jüngeren Jugendlichen ist festzustellen: Obwohl einschlägige jugendkulturelle Selbstinszenierungen - deren politische Motivation äußerst oberflächlich bleibt - und sehr seltene, lose und vereinzelte Kontakten mancher älterer Cliquesmitglieder über Mittelsmänner bis in die Ränder der organisierten Szene hinein (Besorgen von indizierten Musikstücken, Reichskriegsflaggen und anderes) beobachtet werden, liegt der Kern des Unterschieds darin, dass die violente Austragung von

Zwistigkeiten zwischen Cliques als interethnische Konkurrenz inszeniert wird. Gegner sind dann beispielsweise „die Ausländer“, „die Kanaken“, „die türkischen Cliques“, aber auch „die Russen“ (womit aus Russland zugewanderte jugendliche Aussiedler mit deutschem Pass gemeint sind). Auffällig ist zum einen, dass bei näherem Hinsehen diese Pauschalisierungen teilweise gar nicht stimmen, „die Ausländer“ zum Beispiel Migrantenkinder mit deutschem Pass sind, bei „den Kanaken“ auch deutsche Jugendliche mitmischen und „die türkischen Cliques“ eigentlich multinationale Gruppen sind. Zum anderen - und dies erscheint noch viel bedeutender - nehmen anscheinend weder die involvierten Jugendlichen selbst noch besorgte PädagogInnen, SozialwissenschaftlerInnen, andere sogenannte „ExpertInnen“ und sonstige Erwachsene wahr, dass die jeweiligen Konfliktparteien bei Cliqueshändeln im Regelfall - von sehr seltenen Ausnahmen abgesehen (in denen gleichwohl auch männliche Dominanz das Geschehen grundlegend bestimmt; vgl. Möller 2000, 2001) - nur aus männlichen Beteiligten bestehen. Bei den sogenannten interethnischen Konflikten handelt es sich so gesehen um nichts anderes als um maskulin-hegemoniale Machtkämpfe, in denen die Gewalt zur Inszenierung männlicher Selbstvergewisserung zu Zwecken der Sicherung männlicher Identität(sbildung) eingesetzt wird. Auslösend sind aus dieser Sicht nicht primär politische Motive, erst recht nicht politische Ideologien. Sie werden vielmehr quasi im nachhinein zur Legitimierung der Kämpfe um männliche Vorherrschaft herangezogen. Pointiert: Zuerst kommt die Gewalt, dann die Ideologie. Und die Ideologie siedelt nicht in den Jugendszenen, sondern in der Erwachsenenengesellschaft. Dies wird deutlich, wenn man das Entstehen entsprechender Auffassungen bei Gewaltbereiten biographisch zurückverfolgt und wenn man die Bezugsquellen von Ungleichheitsvorstellungen bei jenen Jugendlichen in den Blick nimmt, die diese nicht mit Gewalt verbinden (vgl. dazu ebenfalls ebd.)

Pädagogische Überlegungen

Die voranstehende Analyse zieht eine lange Reihe von pädagogischen Konsequenzen nach sich (besonders augenfällig etwa für den Zusammenhang der Bekämpfung von Gewalt und Rechtsextremismus unter Jugendlichen, für die Unerlässlichkeit geschlechtsreflektierender Arbeit gerade auf diesem Feld, für eine Verstärkung und Umorientierung der Bemühungen der Erwachsenen- und Familienbildung). Sie kann hier nicht einmal ansatzweise mit Anspruch auf Vollständigkeit aufgezeigt werden. Deshalb soll nur auf einen wesentlichen Punkt eingegangen werden: den Stellenwert von sozialarbeiterischer/-pädagogischer Cliquesarbeit in recht(sextrem)en und Gewalt-Szenen.

Das zentrale Argument pro Cliquesarbeit mit randständigen Jugendlichen verweist bekanntlich darauf, dass ein zeitweises Ausgliedern einzelner Individuen aus Milieus, Szenen und Cliques durch die Einweisung in Institutionen wie Erziehungsheime oder Gefängnisse das Problem von Devianz beziehungsweise Delinquenz nur zeitlich verschiebt, ja schlimmer noch: auf Dauer potenziert. Der aus der Clique genommene, danach bestenfalls Therapieversuchen unterworfenen Jugendliche kehrt nach einer gewissen Zeit in die alte Situation zurück, ohne dass sich an ihr etwas geändert hätte. Dies gilt auch gerade bezüglich seiner Clique, in der die ehemals gültigen Denkweisen und Verhaltensmuster unverändert ihr Recht einklagen. Erfahrungsgemäß erweist sich bei einer solchen Ausgangslage die Knast- oder Heimerfahrung als geradezu prekäre Lehre. Zusammengepfercht mit Jugendlichen, die in etwa gleich schlechte Voraussetzungen und ähnliche psycho-soziale Schwächen mit sich bringen, entsteht leicht ein Klima, in dem genau das von anderen noch gelernt werden kann, was einem bisher zur Perfektionierung

eingeschliffener Denk- und Verhaltensweisen noch fehlte und nun in der back-home-Situation unter den „Kumpels von früher“ verbreitet werden kann.

In jüngerer Zeit war es vor allem *F. J. Krafeld*, der aus unter anderem solchen Überlegungen die Notwendigkeit cliquenorientierter Jugendarbeit (vgl. 1992a) gezogen und in diesem Sinne auch ein Konzept „akzeptierender Jugendarbeit“ mit rechten Cliques beziehungsweise Gewaltbereiten entwickelt hat (vgl. vor allem 1992b, 1996). In jüngerer Zeit ist dieser Ansatz, vor allem in Hinsicht auf seine Übertragbarkeit auf die gegenwärtige Situation in Ostdeutschland zum Teil heftig kritisiert worden. Sehen wir einmal von dem (leider dominierenden) Teil der Kritik ab, der auf das oberflächliche Missverständnis des „Akzeptanz“-Begriffs - sowohl bei den Kritikern selbst, als auch bei manchen in der Jugendarbeitspraxis Tätigen - zurückzuführen ist, so bleibt die Frage bestehen, ob man pädagogisch (und politisch) - um es salopp zu formulieren - Cliquenakzeptanz nicht zu weit treiben kann und - das Bemühen, auf Jugendliche zugehen zu wollen durchaus beibehaltend - als Erwachsener nicht deutlicher norm- und verhaltensbestimmende Grenzen setzen muss (vgl. z.B. *Wagner* 1999). Auch wenn (im Gegensatz zu *Wagner* 1999 und anderen ähnlichen Veröffentlichungen) nach unseren Erkenntnissen gerade nicht davon ausgegangen werden kann, dass diese Grenzziehungen in der Breite und präventiv primär auf ideologisch-kognitiver Argumentationsebene anzusetzen sind, weil Gewaltakzeptanz derjenigen von Ideologie biographisch vorausgeht, so erscheint doch neben viel Zustimmungsfähigem auch im Lichte unserer Forschungsergebnisse ein Punkt des *Krafeld*-schen Cliques-Begriffs problematisch: die Auffassung nämlich, dass „die Organisationsmuster Jugendlicher, ihre Gruppenbildungen und Zusammenschlüsse als Prozesse von Selbstorganisation zu sehen sind, die es nicht zu bekämpfen, sondern allenfalls gemeinsam mit ihnen zu entfalten gilt“ (*Krafeld* 1992a, 195).

Distanz- und Distanzierungsfaktoren

Dieses Bedenken ergibt sich nicht nur aus den oben beschriebenen Affinitäten zu Rechtsextremismus und Gewalt in ihrem Aufbau sowie ihrer Stabilisierung über die Mitgliedschaft in Cliques mit bestimmtem Muster. Noch viel stärker erhält es durch Erkenntnisse über Distanz- und Distanzierungsfaktoren zu/von Gewalt und zu/von personal-violentem Rechtsextremismus Nahrung, die auch ganz ohne erkennbares pädagogisches Zutun wirksam werden (Anmerkung: Sie beziehen sich nicht in gleicher Weise auf Ungleichheitsvorstellungen als neben Gewaltakzeptanz zweitem Bestandteil von Rechtsextremismus und nicht auf Akzeptanzen von institutioneller Gewalt!). Ohne im einzelnen hier auf sie eingehen zu können (genauer vgl. *Möller* 2000, 2001), ist zu registrieren:

Es liegt ein Distanzmuster zu solchem Rechtsextremismus und Gewalt genau dann vor, wenn erstens keine gravierende Probleme im Elternhaus vorhanden, das heißt im Wesentlichen wenn Akzeptanz, gegenseitiges Vertrauen, Leistungs unabhängige Unterstützung durch die Eltern, aber auch ‘sanfte Kontrolle’ gegeben sind, wenn zweitens die Schule als Plattform für Erfolgserleben und Selbstwertaufbau, unter Umständen auch im außerunterrichtlichen Bereich, fungieren kann und wenn drittens Freundschaftserfahrungen unter Gleichaltrigen vorliegen, in denen diskursiv-kommunikative Strukturen den Vorzug beziehungsweise die Oberhand haben gegenüber actionbezogenen, uniplexen Interaktionsmustern. Insbesondere erweisen sich gegenüber der Anfälligkeit für rechtsextreme Orientierungen positive Freundschaftserfahrungen mit ‘ausländischen’ Jugendlichen bei gleichzeitigem Fehlen des Erlebens von identitätsbedrohlicher interethnischer Konkurrenz als Protektionsfaktoren. Allerdings:

Nicht die Existenz von Kontakt zwischen Deutschen und 'Ausländern' überhaupt ist in dieser Hinsicht entscheidend, nicht einmal das Aufbringen von persönlichem Verständnis in Einzelfällen. Wichtig ist vielmehr das Deuten Können der Situation des anderen auch in ihren politisch hergestellten Bezügen.

Eine im biographischen Verlauf zu verzeichnende Distanzierung von Gewalt und Rechtsextremismus geht nicht nur unter anderem mit einer Normalisierung der Schul- und Familiensituation einher. Besonders prägend wirkt in dieser Hinsicht vorrangig dreierlei: Erstens - dies gilt schwerpunktmäßig für Jungen - lässt die Verwicklung in territoriale Konflikte nach, vor allem dann, wenn die Gelegenheitsstrukturen dazu nicht mehr vorhanden sind. Zweitens werden neue Freundschaftskontakte außerhalb der rechten beziehungsweise Gewalt-Szene mit diskursiven Interaktionsstrukturen aufgenommen. Der Umstand ist sogar wichtiger als die Wiedergewinnung der elterlichen Akzeptanz. Er verschafft Horizonterweiterungen und damit neuartige Erfahrungen von Eigenständigkeit und von männlicher Identitätsbildung einschließlich Ideen für eine Änderung des Stils. Eine besondere Bedeutung kommt im Zusammenhang der 'Entdeckung' anderer Peers der Aufnahme einer mehr als oberflächlichen gegengeschlechtlichen (seltener auch gleichgeschlechtlichen) Beziehung zu. Es handelt sich dann um eine Partnerschaft im Sinne des Miteinandergehens, die außerhalb der Clique gepflegt wird. Dabei ist freilich nicht das bloße Vorhandensein eines Freundes/einer Freundin entscheidend. Bedeutsam ist vielmehr die diskursiv-kommunikative Qualität der Beziehung. Die Entwicklungen gehen also auch im Verlaufe von Distanzierungsprozessen in Richtung auf Bewegungen raus aus der Clique. Es werden neue Quellen von Realitätskontrolle und Erwerb sozialer Wertschätzung außerhalb von Clique (und Szene) sichtbar.

Pädagogische Perspektiven

Abschließend seien einige der wichtigsten pädagogischen Konsequenzen mit Sicht auf die Funktion von Cliquenarbeit festgehalten:

1. Schlussfolgerung aus dem bis hierher Erörterten darf nicht sein, die pädagogische Zuwendung zu rechts(extrem) und an Gewalt orientierten Jugendlichen aufzugeben. Dies wäre ein Rückfall in Etikettierungs-, Stigmatisierungs- und Ausgrenzungsstrategien, die bis gegen Ende der 80er Jahre verfolgt wurden und nachweislich kontraproduktive Effekte gezeitigt haben.
2. Im Zuge der Hinwendung zu betroffenen Jugendlichen durch professionelle soziale und pädagogische Arbeit bleibt die Arbeit mit Cliquen ein unverzichtbarer Grundstein von Bekämpfungsstrategien.
3. Cliquenarbeit kann weiterhin nicht unter das Ziel subsumiert werden, Cliquen zu zerschlagen. Professioneller Kontakt- und Vertrauensaufbau ist nicht entsprechend funktionalisierbar und ordnungspolitisch instrumentalisierbar. Aber: Cliquen sind für PädagogInnen auch nicht sakrosankt. Wenn ihr Charakter als lebensweltliche Selbstorganisation dauerhaft individuell oder sozial schädigende Wirkungen zeigt, ist nicht einzusehen, warum die Arbeit mit ihnen nicht auch in Clubbildung und Gruppenarbeit überführt werden kann, so dass Eingriffe in die Cliquenstruktur und -zusammensetzung auch unter pädagogischen Gesichtspunkten vorgenommen werden können.

4. Kontakthanbahnung zu anders (nicht primär gegensätzlich) orientierten Peers muss sowohl in der Form von Gruppenbegegnung als auch - vermutlich noch effektiver - in Gestalt von Zweier- und Klein- beziehungsweise Untergruppen-Konstellationen hoher Stellenwert beigemessen werden.
5. Die Fähigkeit, Grenzen setzen zu können und Regeln einzufordern, muss stärker als bislang landauf landab praktiziert zum selbstverständlichen Handlungsrepertoire von pädagogischen Cliques- und Szenearbeitern werden, insbesondere auch in der Arbeit mit jüngeren Jugendlichen, die durch ihre immer wieder unternommenen Grenztests ihren Bedarf nach Orientierung und personal repräsentierten erwachsenen Reibungsflächen, ja nach Autorität (zu einem tragfähigen Autoritätsbegriff vgl. *Böhnisch* 1994) faktisch dokumentieren.
6. Verstärkt müssen Einzelnen Ausstiegshilfen aus problematischen Clitzenzusammenhängen gegeben werden. Denn es besteht die Gefahr, die demokratisch verwertbaren Selbstorganisationskompetenzen und die 'Selbsteheilungskräfte' von Clitzen zu überschätzen. Wo sie offenbar wird, sind Ablöseprozesse gezielt zu betreiben.
7. So wie einerseits Einzelfallhilfe insgesamt - nicht nur im Sinne von Sozial- und Alltagshilfe (Anträge ausfüllen, bei Bewerbungen helfen) - in Richtung auf tiefergehende Einzelkontakte und -gespräche ausgebaut werden und andererseits die zentrale Bedeutung geschlechtsreflektierenden Arbeitens, gerade auch mit Jungen und jungen Männern, außer Frage stehen muss, so sehr empfiehlt sich, die Methode der Gruppenarbeit nicht aufgrund positiver Erfahrungen in der Mädchenarbeit auf die Arbeit mit männlichem Klientel zu übertragen. Gerade in der männlichen Peergroup, besonders stark akzentuiert in Clitzen mit rechten Tendenzen und Gewaltneigung, werden probleminduzierende traditionelle Männlichkeitsstile nahezu zwangsläufig am Leben erhalten. Müssten nicht konkrete Konsequenzen für geschlechtsreflektierende Jungen- und Männerarbeit aus dem immer wieder von Sozialarbeitern in 'Härte-Szenen' zu vernehmenden Satz gezogen werden: „Hab ich mit denen einzeln zu tun, sind die die nettesten Jungs“?

Literatur

- Behnken, I.* u.a., 1991: Schülerstudie '90. Jugendliche im Prozeß der Vereinigung. Weinheim und München: Juventa
- Berkowitz, L.*, 1974: Is something missing? Some observations prompted by the cognitive-neoassociationist view of anger and emotional aggression. S. 36 – 57; in: *Huesmann, L.R.* (Ed.): Aggressive behavior. New York

- Böhnisch, L.*, 1994: Gespaltene Normalität. Weinheim und München: Juventa
- Böhnisch, L.*, 1997: Sozialpädagogik der Lebensalter. Weinheim und München: Juventa
- Böhnisch, L.*, 1998: Kindheit und Devianz. S. 245 – 260, in: *Müller, S./Peter, H.* (Hg.): Kinderkriminalität. Opladen: Leske und Budrich
- Bohnsack, R./Loos, P./Schäffer, B./Städtler, K./Wild, B.*, 1995: Die Suche nach Gemeinsamkeit und die Gewalt der Gruppe. Hooligans, Musikgruppen und andere Jugendcliquen. Opladen: Leske und Budrich
- Bondy, C./Braden, J./Cohen, R./Eyferth, K.*, 1957: Jugendliche zerstören die Ordnung. Bericht und Stellungnahme zu den Halbstarkenkrawallen. München
- Clemenz, M.*, 1998: Aspekte einer Theorie des aktuellen Rechtsradikalismus in Deutschland. Eine sozialpsychologische Kritik. S. 126 - 176 in: *König, H.-D.* (Hg.): Sozialpsychologie des Rechtsextremismus. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Cohen, A.K.*, 1961: Kriminelle Jugend. Reinbek: Rowohlt
- Connell, R.W.*, 1999: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen: Leske und Budrich
- Dietrich, P.* (Red.), o. J.: Abschlußbericht zur Feldstudie „Jugendszene und Jugendgewalt im Land Brandenburg“. Potsdam (unv. Mscr.)
- Eckert, R./Reis, Chr./Wetzstein, Th. A.*, 1999: „Ich will halt anders sein wie die andern!“. Abgrenzung, Gewalt und Kreativität bei Gruppen Jugendlicher. Opladen: Leske und Budrich
- Elliott, D. S./Huizinga, D./Ageton, S. S.*, 1985: Explaining Delinquency and Drug Use. Beverly Hills
- Euler, H. A.*, 1997: Geschlechtsspezifische Unterschiede und die nicht erzählte Geschichte in der Gewaltforschung. S. 191 – 206, in: *Holtappels, H. G./Heitmeyer, W./Melzer, W./Tillmann, K.-J.* (Hg.): Forschung über Gewalt an Schulen. Weinheim und München: Juventa
- Fend, H.*, 1990: Vom Kind zum Jugendlichen. Der Übergang und seine Risiken. Entwicklungspsychologie der Adoleszenz in der Moderne. Bd. 1. Bern/Stuttgart/Toronto
- Fend, H.*, 1991: Identitätsentwicklung in der Adoleszenz. Lebensentwürfe, Selbstfindung und Weltaneignung in beruflichen, familiären und politisch-weltanschaulichen Bereichen. Entwicklungspsychologie der Adoleszenz in der Moderne. Bd. 2. Bern/Stuttgart/Toronto
- Fend, H.*, 1994: Ausländerfeindlich-nationalistische Weltbilder und Aggressionsbereitschaft bei Jugendlichen in Deutschland und der Schweiz - kontextuelle und personale Antecedensbedingung. Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 2
- Forschungsgruppe Schulevaluation*, 1998: Gewalt als soziales Problem in Schulen. Opladen: Leske und Budrich
- Fuchs, M./Lamnek, S./Luedtke, J.*, 1996: Schule und Gewalt: Wahrnehmung eines sozialen Problems. Opladen: Leske und Budrich
- Gilmore, D.*, 1991: Mythos Mann. Rollen, Rituale, Leitbilder, München
- Hagemann-White, C.*, 1984: Sozialisation: Weiblich - männlich? Opladen: Leske und Budrich
- Heitmeyer, W.* u.a., 1995: Gewalt. Schattenseiten der Individualisierung bei Jugendlichen aus unterschiedlichen Milieus. Weinheim und München: Juventa
- Heitmeyer, W./Möller, R.*, 1996: Gewalt in jugendkulturellen Szenen. S. 203 - 216 in: *Ferchhoff, W./Sander, U./Vollbrecht, R.* (Hg.): Jugendkulturen - Faszination und Ambivalenz. Einblicke in jugendliche Lebenswelten. Weinheim und München: Juventa
- Hirschi, T.*, 1969: Causes of Delinquency. Berkeley

- Hopf, Chr./Rieker, P./Sanden-Marcus, M./Schmidt, Chr.*, 1995: Familie und Rechtsextremismus. Familiäre Sozialisation und rechtsextreme Orientierungen junger Männer. Weinheim und München: Juventa
- Kaiser, G.*, 1959: Randalierende Jugend. Heidelberg
- Kersten, J.*, 1993: Männlichkeitsdarstellungen in Jugendgangs. S. 227 - 236 in: *Otto, H.-U./Merten, R.* (Hg.): Rechtsradikale Gewalt im vereinigten Deutschland. Bonn und Opladen: Leske und Budrich
- König, H.-D.*, 1998: Die rechte Subkultur und die Motive jugendlicher Gewalttäter. Sozialpsychologische Kritik der Studie von Willems u.a. zur fremdenfeindlichen Gewalt. S. 177 - 215 in: *König, H.-D.* (Hg.): Sozialpsychologie des Rechtsextremismus. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Kraak, B./Eckerle, G.-A.*, 1999: Selbst- und Weltbilder Gewalt bejahender Jugendlicher. S. 173 - 186 in: *Dollase, R./Kliche, Th./Moser, H.* (Hg.): Politische Psychologie der Fremdenfeindlichkeit. Opfer - Täter - Mittäter. Weinheim und München: Juventa
- Krafeld, F. J.*, 1992 (a): Cliquenorientierte Jugendarbeit. Grundlagen und Handlungsansätze. Weinheim und München: Juventa
- Krafeld, F. J.* (Hg.), 1992 (b): Akzeptierende Jugendarbeit mit rechten Jugendlichen. Bremen
- Krafeld, F. J.*, 1996: Die Praxis Akzeptierender Jugendarbeit. Konzepte, Erfahrungen, Analysen aus der Arbeit mit rechten Jugendcliquen. Opladen: Leske und Budrich
- Kühnel, W.*, 1998: Soziale Beziehungen und delinquentes Verhalten beim Statusübergang von der Schule in die Ausbildung. Newsletter 2: 42 - 56
- Lessing, H./Liebel, M.*, 1981: Wilde Cliquen. Bensheim
- Lösel, F./Selg, H./Schneider, U.*, 1990: Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt aus psychologischer Sicht. S. 1 - 156 in: *Schwind, H.-D./Baumann, J.* u.a. (Hg.): Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt. Analysen und Vorschläge der Unabhängigen Regierungskommission zur Verhinderung und Bekämpfung von Gewalt (Gewaltkommission). Bd. II. Berlin: Duncker und Humblot
- Lösel, F.*, 1995: Entwicklung und Ursachen der Gewalt in unserer Gesellschaft. Gruppendynamik 56: 1 - 26
- Lösel, F./Bliesener, Th./Averbeck, M.*, 1997: Erlebens- und Verhaltensprobleme von Tätern und Opfern. S. 137 - 153 in: *Holtappels, H.G./Heitmeyer, W./Melzer, W./Tillmann, K.-J.* (Hg.): Forschung über Gewalt an Schulen. Weinheim und München: Juventa
- Lüders, Chr.*, 1998: Kinderdelinquenz - noch eine Herausforderung für die Kinder- und Jugendhilfe? S. 51 - 81 in: *Müller, S./Peter, H.* (Hg.): Kinderkriminalität. Opladen: Leske und Budrich
- Mansel, J./Hurrelmann, K.*, 1998: Aggressives und delinquentes Verhalten Jugendlicher im Zeitvergleich. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 1: 78 - 109
- Messerschmidt, J. W.*, 1993: Masculinities and Crime. Lanham
- Möller, K.*, 2000: Rechte Kids. Eine Langzeitstudie über Auf- und Abbau rechtsextremistischer Orientierungen bei 13- bis 15jährigen. Weinheim und München
- Möller, K.*, 2001: Coole Hauer und brave Engelein. Gewaltakzeptanz und Gewaltdistanzierung im Verlauf des frühen Jugendalters. Opladen: Leske und Budrich
- Nölke, E.*, 1998: Marginalisierung und Rechtsextremismus. Exemplarische Rekonstruktion der Biographie- und Bildungsverläufe von Jugendlichen aus dem Umfeld der rechten Szene. S. 257 - 278 in: *König, H.-D.* (Hg.): Sozialpsychologie des Rechtsextremismus. Frankfurt/M.: Suhrkamp

- Ohder, C.*, 1992: Gewalt durch Gruppen Jugendlicher. Berlin
- Olweus, D.*, 1996: Gewalt in der Schule. Bern
- Oswald, H.*, 1992: Beziehungen zu Gleichaltrigen. S. 319 - 332 in: *Jugendwerk der Deutschen Shell* (Hg.): Jugend '92. Bd. 2. Opladen: Leske und Budrich
- Peukert, D.*, 1986: Grenzen der Sozialdisziplinierung. Köln
- Rieker, P.*, 1997: Ethnozentrismus bei jungen Männern. Fremdenfeindlichkeit und Nationalismus und die Bedingungen ihrer Sozialisation. Weinheim und München: Juventa
- Schmidtchen, G.*, 1997: Wie weit ist der Weg nach Deutschland? Sozialpsychologie der Jugend in der postsozialistischen Welt. 2. durchges. Aufl. Opladen: Leske und Budrich
- Simon, T.*, 1996: Raufhändel und Randalen. Sozialgeschichte aggressiver Jugendkulturen und pädagogischer Bemühungen vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Weinheim und München: Juventa
- Streeck-Fischer, A.*, 1992: Geil auf Gewalt. Psychoanalytische Bemerkungen zu Adoleszenz und Rechtsextremismus. *Psyche* 46: 745 - 768
- Thornberry, T. P.*, 1996: Empirical Support for Interactional Theory: A Review of the Literature. S. 198 - 235 in: *Hawkins, J. D.* (Ed.): *Delinquency and Crime. Current Theories*. Cambridge
- Tillmann, K.-J./Holler-Nowitzki, B./Holtappels, H. G./Meier, U./Popp, U.*, 1999: Schülergewalt als Schulproblem. Verursachende Bedingungen, Erscheinungsformen und pädagogische Handlungsperspektiven. Weinheim und München: Juventa
- Trasher, F. M.*, 1927: *The Gang. A Study of 1313 Gangs in Chicago*. Chicago
- Ulbrich-Herrmann, M.*, 1998: Lebensstile Jugendlicher und Gewalt. Die Verknüpfung alltagsweltlicher Verhaltensweisen und ihre Bedeutung für die Erklärung von Jugendgewalt. *Newsletter* 1: 12 - 33
- Utzmann-Krombholz, H.*, 1994: Rechtsextremismus und Gewalt: Affinitäten und Resistenzen von Mädchen und jungen Frauen. Studie im Auftrag des Ministeriums für die Gleichstellung von Frau und Mann des Landes Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf (Ministerium für die Gleichstellung von Frau und Mann des Landes Nordrhein-Westfalen)
- Wagner, B.*, 1999: Zu Möglichkeiten und Grenzen der Arbeit mit rechtsextrem orientierten jungen Leuten. S. 122 - 128 in: *Kalb, P. E./Sitte, K./Petry, Chr.* (Hg.): *Rechtsextremistische Jugendliche - Was tun? 5. Weinheimer Gespräch*. Weinheim und Basel: Beltz
- Whyte, W. F.*, 1943: *Street Corner Society*. Chicago
- Wolfgang, M. E./Ferracuti, F.*, 1967: *The Subculture of Violence. Toward a Integrated Theory in Criminology*. London